

Paul Watzlawick
Münchhausens
Zopf
oder Psychotherapie
und «Wirklichkeit»



HUBER



Watzlawick
Münchhausens Zopf

Verlag Hans Huber
Programmbereich Psychologie

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Dieter Frey, München

Prof. Dr. Lutz Jäncke, Zürich

Prof. Dr. Meinrad Perrez, Freiburg i. Ue.

Prof. Dr. Franz Petermann, Bremen

Prof. Dr. Hans Spada, Freiburg i. Br.

HUBER



Paul Watzlawick

Münchhausens Zopf

oder: Psychotherapie und «Wirklichkeit»

*Aufsätze und Vorträge über menschliche Probleme
in systemisch-konstruktivistischer Sicht*

2., unveränderte Auflage

Verlag Hans Huber

Der Verlag dankt den im Quellenverzeichnis genannten Organisationen und Verlagen für die freundliche Erlaubnis zur Wiederverwendung der einzelnen Arbeiten, die vom Autor selbst ausgewählt und bearbeitet worden sind.

Lektorat: Tino Heeg
Gestaltung und Herstellung: Peter E. Wüthrich
Umschlaggestaltung: Claude Borer, Basel
Druckvorstufe: Claudia Wild, Konstanz
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kösel, Krugzell
Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen oder Warenbezeichnungen in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen-Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürfen.

Anregungen und Zuschriften bitte an:

Verlag Hans Huber
Lektorat Psychologie
Länggass-Strasse 76
CH-3000 Bern 9
Tel: 0041 (0)31 300 4500
Fax: 0041 (0)31 300 4593
verlag@hanshuber.com
www.verlag-hanshuber.com

2., unveränderte Auflage 2011
© 1988 / 2011 by Verlag Hans Huber, Hogrefe AG, Bern
ISBN 978-3-456-85021-4

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<i>Kapitel 1:</i> Wesen und Formen menschlicher Beziehungen	9
<i>Kapitel 2:</i> Der Wandel des Menschenbildes in der Psychiatrie	45
<i>Kapitel 3:</i> Problemzentrierte Kurzbehandlung einer Depression	79
<i>Kapitel 4:</i> Hypnotherapeutische Ansätze in der Familientherapie	91
<i>Kapitel 5:</i> Kurzbehandlungen schizophrener Störungen	103
<i>Kapitel 6:</i> Imaginäre Kommunikation	125
<i>Kapitel 7:</i> Wirklichkeitsanpassung oder angepasste «Wirklichkeit»? Konstruktivismus und Psychotherapie	143
<i>Kapitel 8:</i> Lebensstile und «Wirklichkeit»	163
<i>Kapitel 9:</i> Management oder – Konstruktion von Wirklichkeiten	173
<i>Kapitel 10:</i> Münchhausens Zopf und Wittgensteins Leiter	189
<i>Kapitel 11:</i> Bausteine ideologischer Wirklichkeiten	217
<i>Epilog:</i> Ausblick in eine kommunikative Zukunft	259

Literaturverzeichnis	269
Quellenverzeichnis	281
Sachregister	283
Namensregister	291

Vorwort

Dieser Sammelband versucht, einen Überblick über die Entwicklung des Denkmodells zu geben, wie sie von mir als Mitglied des *Mental Research Institute* (MRI) in Palo Alto (Kalifornien) miterlebt und in Aufsätzen und Vorträgen dargelegt wurde. Es ist eine Entwicklung, die untrennbar mit dem Einfluss von vier ungewöhnlichen, richtungweisenden Persönlichkeiten verbunden ist.

Anfang der fünfziger Jahre hatte der Anthropologe und Kommunikationsforscher GREGORY BATESON im Rahmen eines groß angelegten Forschungsauftrags damit begonnen, die der klassischen Psychotherapie zugrunde liegende lineare Kausalitätsauffassung (von Ursache zu Wirkung) durch die anthropologische, zirkuläre Sichtweise zu ersetzen. Anders ausgedrückt: Statt zu fragen, «warum?» (z. B. «Warum, d. h. aufgrund welcher determinierenden Ursachen in seiner individuellen Vergangenheit, verhält sich dieser Mensch heute in dieser irrationalen Weise?»), fragte BATESON: «Welche Wirkungen der Wirkung beeinflussen ihre eigene Ursache?» oder «Wie muss der gegenwärtige, zwischenmenschliche Kontext beschaffen sein, in dem das betreffende Verhalten angepasst, sinnvoll, ja sogar die einzig mögliche Reaktion ist?» Mit dieser grundsätzlichen Fragestellung wurde BATESON einer der ersten, die die kommunikationstheoretische und daher *systemische* Auffassung in die Psychiatrie einführten. (Das 5. Kapitel dieses Buches geht ausführlich auf diese Thematik ein.)

Je mehr sich die BATESON-Gruppe im Rahmen ihrer allgemeinen Untersuchungen den verhaltensmäßigen (pragmatischen) Wirkungen menschlicher Kommunikation und Interaktion auch

den Phänomenen gestörten Verhaltens zuwandte, desto mehr wuchs die Notwendigkeit der Mitarbeit eines auf diesem Gebiet ausgebildeten Fachmannes. BATESON fand ihn in der Person des damals bereits international bekannten Psychiaters und Psychoanalytiker DON D. JACKSON. Die Wahl hätte kaum glücklicher sein können. JACKSON war zu diesem Zeitpunkt bereits von der klassischen Analyse der Ursachen in der Vergangenheit abgerückt und hatte damit begonnen, menschliche Bezugssysteme (Ehepaare und Familien) statt Einzelpersonen zu behandeln. Was ihn so besonders auszeichnete, war seine ungewöhnliche Fähigkeit, problemerzeugende und problemerhaltende Interaktionsmuster im Jetzt und Hier zu erfassen und durch gezielte, aktive therapeutische Interventionen zu beeinflussen. Aus der Zeit dieser Zusammenarbeit stammt eine Reihe bahnbrechender Veröffentlichungen, vor allem die erste Formulierung der Doppelbindungstheorie.

Im Jahre 1959 gründete JACKSON das MRI. Es war zunächst eine Abteilung der *Palo Alto Medical Research Foundation* und machte sich 1963 dann selbstständig. BATESONS Forschungsauftrag lief 1962 aus, doch bis zu jenem Zeitpunkt standen die beiden Institutionen in enger Zusammenarbeit; von Außenstehenden daher oft für *eine* Gruppe mit dem Fantasienamen «Palo Alto Group» gehalten.

Die weitere Entwicklung wird jeweils zum Beginn der einzelnen Kapitel in einer kurzen, kursiv gesetzten Vorbemerkung dargestellt.

Paul Watzlawick

im Mai 1988

Kapitel 1

Wesen und Formen menschlicher Beziehungen

Kapitel 1 gründet sich auf die Ergebnisse der im Vorwort geschilderten Zusammenarbeit in der sogenannten «Palo Alto Group», referiert aber auch über die Weiterentwicklung der kybernetischen, system-theoretischen und pragmatischen Aspekte menschlicher Kommunikation und ihrer Probleme.

Kybernetik, allgemeine Systemlehre und Pragmatik als Basis des Studiums menschlicher Beziehungen

Angenommen, ein des Schachspiels Unkundiger beobachtet in einem fremden Land zwei Personen, die in einer offensichtlich symbolischen Tätigkeit begriffen sind: Sie bewegen Figuren auf einem Brett. Da er der Landessprache nicht mächtig ist, kann er die beiden nicht nach einer Erklärung ihres Verhaltens fragen. Dagegen ist es ihm möglich, durch genügend lange Beobachtung der Verhaltensabläufe zwischen den beiden Spielern (vermutlich über mehrere Partien hinweg) die gesamten Regeln des Schachspiels abzuleiten und das Schachmatt als dessen Ziel zu erkennen. Er wird dies dadurch erreichen, dass er das Verhalten der Spieler auf seine Gesetzmäßigkeit hin untersucht und dabei feststellt, dass gewisse Verhaltensformen (Züge) bei bestimmten Figuren häufig, bei anderen nie auftreten. Dies legt ihm nahe, dass die Spieler bestimmten, aus der Beobachtung ableitbaren Regeln folgen.

Hierzu müssen wir festhalten: Der Beobachter zog seine Schlüsse ohne die Möglichkeit einer direkten Befragung. Er erzielte dieses Resultat ohne die Notwendigkeit, dem Spiel selbst irgendeinen tieferen Sinn zuzuschreiben oder auch nur etwas im landläufigen Sinn zu erklären. Das Ergebnis seiner Beobachtungen ist vielmehr ein Satz einfacher Regeln (eine «Grammatik» oder ein Algorithmus, Kalkül, Code, Programm oder *Plan*) (MILLER 1960), der für die Myriaden der möglichen Verhaltensvarianten zwischen den Spielern gültig ist. Und schließlich gelang dem Beobachter diese Ableitung der Spielregeln ohne die Notwendigkeit irgendeiner Einsicht in die Motive, Absichten, Gefühle oder Persönlichkeiten der Spieler. Der Versuch einer Standortbestimmung dieses Vorgehens lässt sich nach drei einander ergänzenden Gesichtspunkten vornehmen:

1. Insofern als hierbei die Gesamtheit der möglichen Verhaltensformen in Betracht gezogen und die Gesetzmäßigkeit des Auftretens bzw. Nichtauftretens dieser Formen untersucht wird, ist die Methode *kybernetisch*. Grundsätzlich neu ist an der Kybernetik ja gerade, dass sie nicht die Eigenschaften losgelöster Elementarteilchen oder künstlich isolierter Variablen untersucht, sondern die Wechselwirkungen zwischen diesen Bestandteilen.

So verweist z. B. ASHBY (1956, S. 11) in seiner Besprechung von Transformationen (also Zustandsänderungen) darauf, dass es in kybernetischer Sicht weder darauf ankommt, zu definieren, worin die Transformationen «wirklich» bestehen, noch die Gründe der eingetretenen Änderung zu erforschen; wesentlich ist nur die Aufstellung eines Satzes von Operanden und die Beschreibung ihrer Zustandsänderungen. Somit bezieht sich die Transformation auf das, *was* eintritt, und nicht darauf, *warum* es eintritt.

2. Insofern als der Beobachter die beiden Spieler und ihr gegenseitiges Verhalten als Ganzheit auffasst, ist sein Vorgehen systemorientiert. Wo immer Ganzheiten zum Gegenstand der Untersuchung werden, erweist es sich, dass sie in ihrem Aufbau, Wirken und eventuellen Versagen Gesetzmäßigkeiten unterliegen, die mehr und andersgeartet sind, als sich aus der Summe der

Eigenschaften ihrer Einzelbestandteile ableiten ließe. Der Biologe VON BERTALANFFY (1950, S. 134–165) begründete auf dieser Grundtatsache seine allgemeine Systemlehre, deren Anliegen bekanntlich die Erforschung von Isomorphien im Verhalten von Ganzheiten ist, ob sich letztere nun aus Atomen, Molekülen, Zellen, Zellverbänden, Organismen, Individuen, Gesellschaften, Kulturen usw. zusammensetzen.

3. Die allen Systemen innewohnende Ordnung setzt aber voraus, dass in ihnen alle Teile wechselseitig in ganz bestimmten Beziehungen stehen, also untereinander *kommunizieren*. Insofern als der Beobachter das kommunikative Verhalten der Spieler (ihre Züge) erforschte, d.h. den Gebrauch von Zeichen (die Schachfiguren) und dessen Wirkung auf die, die die Zeichen verwenden (die Spieler), untersuchte, fällt sein Verhalten in den Bereich der *Pragmatik*.

Von den eben erwähnten drei Disziplinen ist die Pragmatik für das Verständnis menschlicher Beziehungen zweifellos am bedeutendsten. MORRIS hat sie als jenes Teilgebiet der Semiotik (der allgemeinen Theorie der Zeichen und Sprachen) definiert, das vom Gebrauch von Zeichen und deren Wirkung auf die, die sie selbst gebrauchen, handelt. MORRIS beruft sich u. a. auf PEIRCE (1934), GALLIE (1966), JAMES (1907), DEWEY (1950) und MEAD (1968), während sein Werk seinerseits den Wiener Kreis der logischen Positivisten (KRAFT 1968) beeinflusste, wobei vor allem CARNAP (1934, 1942) zu erwähnen ist. Auch für CARNAP ist die Erforschung einer Sprache nicht nur das Studium ihrer formalen Struktur (ihrer Syntax), sondern auch ihrer Beziehung zu den durch sie bezeichneten Objekten (Semantik) und zu den sie verwendenden Individuen (Pragmatik).

Was die Interdependenz dieser drei Gebiete betrifft, so bietet sich ihrer Einprägbarkeit wegen GEORGES Formulierung der Semiotik (1962) an, wonach es «in vieler Hinsicht zutreffend ist, zu sagen, die Syntax entspreche der mathematischen Logik, die Semantik der Philosophie bzw. der Wissenschaftstheorie und die Pragmatik der Psychologie, doch sind diese Gebiete nicht klar

voneinander abtrennbar». Zum selben Thema bemerkt CHERRY (1967, S. 263) in seinem überaus lesenswerten Buch über Kommunikationsforschung, dass diese drei Teilgebiete nicht etwa völlig voneinander getrennt sind, «sie überschneiden sich vielmehr, so wie sich beispielsweise Chemie, Geologie und Physik überschneiden».

Nun ist es allerdings so, dass sich die spärliche Literatur über die Pragmatik fast ausschließlich mit der Beziehung zwischen dem Benützer eines Zeichens (also dem Sender oder Empfänger) und dem Zeichen selbst befasst. Es scheint uns jedoch nicht nur zulässig, sondern unerlässlich, die Trias Sender-Zeichen-Empfänger als kleinste Einheit jeder pragmatischen Untersuchung aufzufassen und sie als unteilbar zu behandeln. Es ist nicht die Absicht dieser Studie, die Frage des guten Bischofs BERKELEY zu beantworten, ob der im einsamen Walde umstürzende Baum auch dann ein Geräusch verursacht, wenn niemand da ist, es zu hören. Wir glauben, dass es selbst vom Standpunkt der Grundlagenforschung (geschweige denn von dem der praktischen Kommunikationsforschung) aus müßig ist, die Beziehung zwischen Sender und Zeichen ohne Mitberücksichtigung des Empfängers und dessen Reaktion oder die zwischen Empfänger und Zeichen unter Außerachtlassung des Senders zu untersuchen – genau wie es kaum der Mühe wert wäre, das Spielverhalten (die Züge) eines Schachspielers ohne Bezug auf die Züge seines Partners zu studieren. Schon PEIRCE (1934) verwies darauf, dass Zeichen nicht sozusagen im luftleeren Raum existieren, sondern dass jedes Zeichen im Empfänger als Reaktion ein anderes auslöst, dies wiederum ein drittes im ursprünglichen Sender und so fort. Damit aber ist ein entscheidender Schritt getan: Unser Blickpunkt verschiebt sich vom Individuum auf die *Beziehung zwischen* Individuen als ein Phänomen sui generis – und sobald dies der Fall ist, kommen wir in Konflikt mit althergebrachten Auffassungen vom Menschen und seinem Verhalten. (Wie der Leser feststellen wird, erwähnen wir fast ausschließlich dyadische Beziehung. Dies ist lediglich als Vereinfachung unserer Darlegungen aufzufassen und

soll nicht bedeuten, dass das Gesagte sinngemäß nicht auch auf multiple Beziehungen anwendbar ist. Ähnlich verhält es sich damit, dass wir die averbale Kommunikation fast nicht erwähnen. Wenn dadurch gelegentlich der Eindruck entsteht, als handle die Pragmatik nur von verbalen Kommunikationsformen, so sei an dieser Stelle ausdrücklich festgestellt, dass in allen zu beschreibenden Strukturen sowohl verbale wie averbale Kommunikationsweisen auftreten können. Und schließlich sei erwähnt, dass sich unsere Darlegungen hauptsächlich auf angloamerikanisches Material stützen. Wir sind uns dieser Einseitigkeit bewusst, durch die europäische Autoren und Quellen ungenügend berücksichtigt werden.)

Grundsätzlich gibt es zwei sehr verschiedene Inhalte menschlicher Wahrnehmung: Gegenstände und Beziehungen. Was Gegenstände im weitesten Sinne betrifft, also Objekte in der Außenwelt, so ist es sinnvoll, sie etwa im Sinne von LEIBNIZ als Monaden zu betrachten und nach den sie charakterisierenden Eigenschaften zu fragen. Wenn sich dabei Meinungsverschiedenheiten ergeben, so können diese oft durch objektive Untersuchungen beigelegt werden, wenn auch diese Untersuchungen gelegentlich überaus schwierig sein mögen. Und es ist dann außerdem sinnvoll, zu sagen, dass in dieser Meinungsverschiedenheit eine Ansicht richtig und die andere falsch war. Auf dieser monadischen Grundlage beruht die Tradition des abendländischen Denkens; sie trennt die Welt in Subjekt und Objekte, spiegelt sich in der Struktur der indoeuropäischen Sprachen wider und ist seit ARISTOTELES das Grundschema der klassischen Logik.

Ganz im Gegensatz zu Gegenständen sind menschliche Beziehungen aber nicht Phänomene, die objektiv, sozusagen als Dinge für sich selbst existieren und über deren Eigenschaften ebenfalls Consensus möglich sein müsste. Vor allem trifft es keineswegs zu, dass im Falle von Meinungsverschiedenheiten über die Eigenart einer menschlichen Beziehung einer der Partner recht und der andere unrecht hat oder, um eines unserer Hauptthemen schon jetzt zu streifen, einer der Partner «normal» und

der andere «verrückt» ist. Beziehungen, die Inhalte unserer *zwischenmenschlichen*, pragmatischen Wirklichkeit, sind nicht im selben Sinne wirklich wie Objekte; sie haben Realität vielmehr nur in der Sicht der Partner, und selbst diese Realität wird von den Partnern günstigstenfalls nur mehr oder weniger geteilt. Wenn A seine Sicht der Beziehung mit B mit der Feststellung umreißt: «Ich weiß, dass du mich nicht leiden kannst», und B dann mit der Aussage: «Du denkst immer das Schlechteste von mir» als seiner Definition ihrer Beziehung antwortet, so besteht der Natur der menschlichen Kommunikation nach keine Möglichkeit, diese Kontroverse durch Heranziehung objektiver Beweise zu lösen. Pragmatische Gegebenheiten lassen sich nicht monadisch bestimmen. Wird dies aber dennoch versucht und werden Beziehungsphänomene entweder völlig außer Acht gelassen oder als Epiphänomene betrachtet, ist es unvermeidlich, der Monade hypothetische Eigenschaften zuzuschreiben, die sie entweder überhaupt nicht hat oder die unbeweisbar sind. Für unsere Überlegungen ist von besonderer Bedeutung, dass sich dieses Problem wie ein roter Faden durch die Auffassungen vom Menschen und seinem Verhalten zieht, wie unvereinbar auch diese Auffassungen in jeder anderen Hinsicht sein mögen. Da die Seele objektiv unerforschbar ist, eignet sich die menschliche Monade ganz besonders für die Zuschreibung unbeweisbarer Eigenschaften, in denen rein logische, linguistische und semantische Ungeheimheiten nur zu leicht ihr Unwesen treiben können. Diese Gefahr ist sogar in den exakten Wissenschaften allgegenwärtig; man denke nur an die scheinbar so unschuldige und einfache Annahme der klassischen Astronomie von der Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse als Ausgangspunkt grundlegender, aber wertloser theoretischer Ableitungen. Für uns Laien ist es immer noch schwer verständlich, dass diese Annahme wissenschaftlich unbrauchbar, da unbeweisbar sein soll. Der dem Wiener Kreis nahestehende AYER verweist in «Language, Truth and Logic» (O.J., S. 152) darauf, wie gerade EINSTEINS Definition der Gleichzeitigkeit es offenkundig machte, «wie notwendig es für den

Experimentalphysiker ist, über klare und definitive Analysen der von ihm verwendeten Begriffe zu verfügen. Und diese Notwendigkeit ist in den weniger fortgeschrittenen Wissenschaftszweigen noch größer. So ist z.B. das bisherige Scheitern der Psychologen, sich von der Metaphysik zu befreien und ihre Untersuchungen zu koordinieren, in erster Linie eine Folge ihrer Verwendung von Symbolen wie (Intelligenz) oder «Empathie» oder (unbewusstes Selbst), die nicht präzise definiert sind. Besonders die Theorien der Psychoanalytiker sind voll von metaphysischen Elementen, die eine philosophische Durchleuchtung ihrer Symbole ausmerzen würde».

Wenn nun einmal der menschlichen Monade gewisse Eigenschaften zugeschrieben sind, so ist es durchaus sinnvoll, diese als Erklärungsprinzipien für Verhalten heranzuziehen. In monadischer Sicht hat Verhalten einen Sinn, weil dahinter eine Ursache (z.B. ein Trieb, ein Bedürfnis, ein Willensakt, eine Verdrängung, ein Charakterzug) liegt. Die Fata-Morgana-Natur dieser Begriffe, die immer unklarer werden, je genauer man sie untersucht, hat besonders in den letzten Jahren zunehmende Skepsis hervorgerufen. Dagegen hat die tierische Verhaltensforschung bewiesen, dass es prinzipiell möglich ist, Verhaltensabläufe ohne Zuhilfenahme derartiger Begriffe zu systematisieren, und zwar in einer sich ausschließlich auf Verhaltensredundanzen gründenden Beobachtungsweise, die nichts im hergebrachten Sinne «erklärt» und der von uns eingangs erwähnten Schachanalogie entspricht. Natürlich hätte unser imaginärer Beobachter dem Spiel als Ganzem und jeder einzelnen Figur im Besonderen einen ganz bestimmten, «tieferen» oder «symbolischen» Sinn zuschreiben können – zum Verständnis des Verhaltens der Spieler würde eine solche mythologische oder metaphysische Deutung des Spiels aber ebensowenig beitragen wie astrologische Deutungen zum Verständnis der Astronomie.

Damit glauben wir, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen der monadischen und der pragmatischen Anschauungsweise umrissen zu haben. In monadischer Sicht fragen wir nach

Grund, Ursprung, Ursache, also *warum?* – in pragmatischer Sicht fragen wir, was jetzt und hier vorgeht.

Mit dem bisher Gesagten scheinen wir den Stab über uns selbst gebrochen und uns zu Vertretern einer oberflächlichen und seelenlosen Auffassung gemacht zu haben, die die Würde und Freiheit des Menschen und damit die Wirklichkeit und den Reichtum seiner Innenwelt verneint. So war es freilich nicht gemeint. Es ist hier vielmehr von einem Vorgehen die Rede, das die naturgegebenen Beschränkungen im Auge zu behalten versucht. Genau wie in der modernen Physik kommt es auch hier auf den Standpunkt des Beobachters an. Im *Eigenerleben* wird der monadische Standpunkt immer der einzig mögliche sein, werden Anlage, frühere Erfahrungen, Gefühle, Überzeugungen usw. bestimmend bleiben. In seiner Privatsphäre wird auch der radikalste Pragmatiker zutiefst von seiner subjektiven Willensfreiheit und damit von seinen ethischen Verpflichtungen überzeugt sein. Darauf haben die Philosophen immer wieder verwiesen; so etwa SARTRE, für den die einzige Freiheit, die wir nicht haben, die ist, *nicht* frei zu sein. Für die Zwecke einer wissenschaftlichen Verhaltensforschung aber sind alle erwähnten Begriffe trotz ihrer Ehrwürdigkeit unbrauchbar, da sie sich einer objektiven Untersuchung entziehen. Der Forscher muss sich daher mit einem ganz anderen Standpunkt bescheiden: Er muss menschliches Verhalten unter Verzicht auf all jene Kriterien untersuchen, die ihm sein subjektives Eigenerleben dauernd souffliert. Diese Beschränkung hilft uns nicht nur, die fatalen Folgen der Vermischung von Subjekt und Objekt, von monadischen und pragmatischen Prinzipien zu vermeiden, sondern eröffnet uns – wie zu zeigen sein wird – neue, fruchtbare Perspektiven, wie das schon längst in allen anderen Disziplinen der Fall ist, die den Schritt vom Monadischen ins Gebiet der Interaktion zwischen Monaden getan haben. Schon MORRIS (1938, S. 77–137) bemerkt, dass es für die Semiotik nicht nötig ist, «Privaterlebnisse» semiotischer Abläufe zu leugnen, es aber vom Standpunkt der Verhaltenslehre bestritten werden muss, «dass solche Erlebnisse von zentraler Bedeutung seien oder dass

die Tatsache ihrer Existenz das objektive Studium der Semiosis (und damit der Zeichen, Designata und Interpretanten) unmöglich oder auch nur unvollständig mache».

*Gesetzmäßigkeiten bzw. Pathologien
von Beziehungssystemen*

Der gegenwärtige Stand unseres Wissens vom Wesen der Beziehungen ist fragmentarisch. Dies ist einerseits verständlich, da das Fehlen einer nicht monadisch orientierten Sprache jede Untersuchung von Beziehungen und selbst das Denken über Beziehungsphänomene überaus erschwert. Wenn man aber andererseits bedenkt, dass Bezogenheit einer der unmittelbarsten Aspekte menschlicher Existenz ist, so ist der Grad unserer Ignoranz erstaunlich und beweist wieder einmal, dass das unmittelbar Gegebene am schwersten zu erfassen ist. Es ist im Rahmen dieses Referats nicht möglich, darauf einzugehen, wie wenig unsere Auffassung der Wirklichkeit auf «Tatsachen» beruht und wie weitgehend das, was wir «wirklich» nennen, das Ergebnis entweder selbst getroffener zwischenmenschlicher Abmachungen ist oder solcher, in die wir als Angehörige einer bestimmten Kultur, Gesellschaftsschicht, Familie usw. buchstäblich hineingeboren werden. Wirklich *ist* letzten Endes, was von einer genügend großen Zahl von Menschen wirklich *genannt* wird. In diesem extremen Sinn ist Wirklichkeit eine zwischenmenschliche Vereinbarung, genau wie der Gebrauch einer Sprache auf der stillschweigenden und meist ganz unbewussten Vereinbarung beruht, dass bestimmte Laute und Zeichen ganz bestimmte Bedeutung haben. Die «Wirklichkeit» einer Banknote z.B. besteht nicht primär darin, dass sie ein verschiedenfarbig bedruckter Papierzettel ist, sondern in der zwischenmenschlichen Übereinkunft, dass dieser Gegenstand einen spezifischen Wert darstellt. – BATESON (persönliche Mitteilung) berichtet, dass die Bewohner einer bestimmten Küstengegend von Neuguinea für größere Transaktionen sich

schwerer mühlsteinartig behauener Steine bedienten (als alltägliches Bargeld verwendeten sie Muscheln). Eines Tages wurde einer dieser Steine zur Bezahlung eines größeren Kaufes von einem Dorf zum andern über eine breite Flussmündung transportiert. Das Boot kenterte in der Brandung, und der Stein verschwand auf Nimmerwiedersehen im tiefen Wasser. Da der Vorfall allgemein bekannt war, wurde dieser Stein auch weiterhin als Zahlungsmittel verwendet, obwohl er sozusagen nur noch in den Köpfen aller Beteiligten existierte. EPIKTET schon stellte fest, dass es nicht die Dinge selbst sind, die uns beunruhigen, sondern die Meinungen, die wir von den Dingen haben. Wie sehr aber diese Meinungen zwischenmenschlicher Natur sind, dafür hat die moderne Anthropologie von DURKHEIM bis in unsere Tage herein sehr überzeugendes Material geliefert.

Trotz der eben erwähnten Schwierigkeiten ist es möglich, die Grundsätze einer Pragmatik der menschlichen Kommunikation – also einer Lehre von den menschlichen Beziehungen – wenigstens zu skizzieren und die damit zusammenhängenden Störungen des Zwischenmenschlichen klinisch zu belegen. (Eine ausführliche Darlegung des hier folgenden Materials findet sich bei WATZLAWICK [1964], dem einige der hier verwendeten Beispiele entnommen wurden.)

Die im Folgenden dargelegten Grundzüge erheben weder Anspruch auf Vollständigkeit noch auf bestmögliche Formulierung.

1. Während kaum Zweifel darüber bestehen können, dass Verhalten in der Gegenwart durch Erfahrungen in der Vergangenheit bestimmt wird, ist das Wesen einer menschlichen Beziehung – recht eigentlich im Sinne WERTHEIMERS – mehr und andersgeartet als die Summe aller Einstellungen, Haltung, Anlagen, Erwartungen usw., die die Partner aus ihrem individuellen Vorleben in die Beziehung mitbringen. Das Wesen einer Beziehung erweist sich als ein komplexes Phänomen sui generis, das seine eigene Gesetzmäßigkeit und seine eigenen Pathologien hat und dessen Eigenschaften sich weder auf den einen noch den

anderen Partner zurückführen lassen. Analogien aus anderen Disziplinen bieten sich an: Wasser ist mehr und etwas anderes als die bloße Summation der Eigenschaften von Wasserstoff und Sauerstoff; die Biologen arbeiten mit dem Begriff der *Neubildungen*: die Volkswirtschaftler haben längst den Versuch aufgegeben, das wirtschaftliche Verhalten großer Bevölkerungsgruppen sozusagen durch Addition oder Multiplikation des Verhaltens einzelner Individuen zu erfassen.

Nun liegt es im Wesen der überpersönlichen Natur von Beziehungsphänomenen, dass ihre Struktur dem Außenstehenden verhältnismäßig leicht, den Partnern selbst aber nicht zugänglich ist – etwa so, wie es unmöglich ist, den eigenen Körper als Ganzes wahrzunehmen, weil die Augen als die Organe dieser Wahrnehmung selbst Teil des wahrzunehmenden Körpers sind. Dies aber führt zwangsläufig dazu, dass bei Auftreten von Beziehungskonflikten die Schuld daran der Böswilligkeit oder Verrücktheit des Partners zugeschrieben wird, denn «offensichtlich» liegt sie nicht bei einem selbst, und eine dritte Möglichkeit scheint es bei zwei Partnern nicht zu geben. Mag diese einseitige Sicht menschlicher Konflikte im Falle der Partner selbst von daher begreiflich sein, so wird sie dann überaus bedenklich, wenn sie auch zur Grundlage psychopathologischer Erklärungen gemacht wird. Solange menschliches Verhalten aber monadisch gesehen wird, ist dies unvermeidlich, und wir sprechen daher von «Patienten», «Geisteskrankheiten» und dergleichen. Es ist eine unserer Thesen, dass es zwar gestörte Beziehungen, nicht aber gestörte Individuen gibt, oder genauer gesagt, dass Verhaltensstörungen eine Funktion menschlicher Beziehungen, nicht aber kranker Seelen sind. (Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, dass sich diese These nur auf die sog. funktionellen und nicht auch die organisch bedingten Störungen erstreckt.) Hierzu zwei Beispiele:

Wenn sowohl Partner A wie auch B ihre wesentliche Erfüllung im Geben sehen, so wird ihre Beziehung mit großer Wahrscheinlichkeit zu einem ganz bestimmten Konflikt führen. Da jeder Geber auf einen Nehmer angewiesen ist, dessen Existenz ihn ja

erst zu einem Geber macht, werden beide versuchen, den andern zum Nehmen zu bewegen, und werden beide im Versuch des andern, das Monopol des Gebens streitig zu machen, einen Beweis von Kälte und Abweisung sehen. Verschärft wird diese Form zwischenpersönlichen Konflikts besonders dadurch, dass in der Sicht beider Partner die «Lieblosigkeit» des andern nicht klar zutage tritt, sondern diabolisch hinter einer unangreifbaren Fassade von Wohlwollen und Hilfsbereitschaft getarnt ist. In «Wirklichkeit» aber fühlen beide, wie wenig der andere sie liebt.

Eine mehr oder weniger ausschließlich auf der Hilfe von A für B beruhende Beziehung lässt ihrer Natur nach nur zwei Entwicklungsmöglichkeiten offen. Entweder bleiben die Bemühungen von A erfolglos, in welchem Falle die Beziehung deswegen Schiffbruch erleiden wird, weil A früher oder später sich von B ausgenutzt fühlen und sich entmutigt aus der Beziehung zurückziehen wird. Ist A dagegen erfolgreich und bedarf B daher schließlich seiner Hilfe nicht mehr, so ist damit die Beziehung ihrer Grundlage beraubt und fällt auseinander.

An beiden Beispielen ist festzuhalten: Zum Verständnis und, wie zu zeigen sein wird, zur Beeinflussung solcher Beziehungsstörungen ist es nebensächlich, wie, wann und warum die erwähnten Grundhaltungen der beiden Partner sich in der Vergangenheit herausbildeten. Ferner dürfte es offensichtlich sein, dass die beschriebenen Konflikte nicht auf den einen oder den anderen Partner reduzierbar sind. Wie in der Chemie handelt es sich hier um eine *Verbindung zwischen* zwei Elementen; für sich allein oder auch in Verbindung mit andersgearteten Partnern könnten sich die betreffenden Störungen nicht ergeben. Leider würde es wiederum über den Rahmen dieses Referats hinausgehen, zu zeigen, zu welchen Störungen im zwischenmenschlichen Bereich grundsätzlich ähnliche, aber viel komplexere Beziehungsstrukturen zwangsläufig führen müssen.

2. In der Gegenwart eines anderen Menschen hat alles Verhalten – aktiv oder passiv, absichtlich oder unabsichtlich – Mitteilungscharakter und ist daher Kommunikation. Da es kein

Nicht-Verhalten gibt, kann man auch nicht *nicht* kommunizieren. Diese anscheinend triviale Feststellung hat wesentliche pragmatische Bedeutung. Es ist nicht schwer, sich zwischenmenschliche Situationen vorzustellen, in denen es höchst wünschenswert wäre, wenn man sich jeder Teilnahme daran enthalten könnte. Eben diese Möglichkeit ist aber dem Wesen menschlicher Kommunikation nach nicht gegeben, was zu ganz bestimmten Ausweichlösungen führt, die wir als *Entwertungen* bezeichnen. Gemeint sind damit alle jene Verhaltensformen, deren Zweck es ist, die eigenen Aussagen oder die des Partners einer klaren Bedeutung zu berauben, sodass man vom anderen nicht auf eine bestimmte Bedeutung festgenagelt und dafür verantwortlich gemacht werden kann. Wir haben diese Manöver (wie Widersprüche, Ungereimtheiten, plötzliche Themawechsel, unvollständige Sätze, Missverstehen, unklare oder idiosynkratische Redewendungen, sinnenstellende Verallgemeinerungen, Konkretisierungen von Metaphern oder, umgekehrt, Metaphorisierungen konkret gemeinter Aussagen usw.) an anderer Stelle beschrieben (WATZLAWICK 1964; WATZLAWICK et al. 1969). Ein extremes Beispiel bieten viele als schizophran diagnostizierte Individuen. Wenn wir ihr Verhalten jetzt und hier, also unabhängig von den traditionellen ätiologischen Mutmaßungen, beobachten, so scheinen diese Personen zu versuchen, *nicht* zu kommunizieren. Da aber selbst Kauderwelsch, Stummheit, Regungslosigkeit (Haltungsschweigen) und praktisch jede andere Form der Vermeidung oder Verneinung von Kommunikation selbst eine Kommunikation ist, stehen sie damit vor einem praktisch unlösbaren und theoretisch unendlichen Regress von Verneinungen. Und wiederum ist es unnötig, uns zu fragen, welche psychischen Mechanismen und welche Gründe in seinem persönlichen Vorleben den Betreffenden zu diesem Verhalten determinieren; wesentlich ist in pragmatischer Sicht, *dass* er sich so verhält und dass ein solches Verhalten in dieses spezifische Dilemma führen muss.

3. Eine weitere wichtige Eigenschaft der zwischenmenschlichen Wirklichkeit ergibt sich aus der Tatsache, dass jede Mitteilung unvermeidlich zwei Aspekte hat. Zunächst einmal vermittelt

jede Kommunikation (verbal oder averbal) eine bestimmte Information, die ihren *Inhalt* darstellt. Darüber hinaus aber hat sie auch einen metakommunikativen Aspekt, d.h. eine Kommunikation darüber, wie diese Kommunikation vom Empfänger aufzufassen ist. Manchmal wird dieser zweite Aspekt durch eine Zusatzbemerkung verstärkt, z.B. «Das ist ein Befehl» oder «Ich meine das natürlich nur als Witz». Wie diese beiden Beispiele zeigen, definiert die Metakommunikation gleichzeitig auch die Art und Weise, in denen der Sender seine Beziehung zum Empfänger auffasst; wir nennen sie daher den *Beziehungsaspekt*. «Das ist ein Befehl» bedeutet offensichtlich, dass der Sender den Empfänger in einem Untergebenenverhältnis zu sich sieht. Nur in seltenen Fällen bedienen wir uns derartiger ausdrücklicher Verstärkungen; meist genügt die in jeder Kommunikation enthaltene Beziehungsdefinition. So haben z.B. die beiden Äußerungen: «Es ist wichtig, weich und zügig zu kuppeln» und «Lass die Kupplung einfach aus, das tut dem Getriebe sehr gut» praktisch denselben Inhalt, definieren aber sichtlich sehr verschiedene Beziehungen zwischen Fahrlehrer und Schüler.

Diese beiden Aspekte menschlicher Kommunikation sind begrifflicherweise von einschneidender Bedeutung für das Wesen von Beziehungen. Je nachdem, ob und auf welcher der beiden Stufen Einstimmigkeit oder Unstimmigkeit besteht, ergeben sich ganz spezifische und klar definierbare Beziehungsformen und Beziehungsstörungen. Um nur eine der möglichen Varianten herauszugreifen:

Angenommen, die Partner sind sich auf der Inhaltsstufe, nicht aber auf der Beziehungsstufe einig. Diese Beziehung wird so lange stabil sein, als äußere Notwendigkeiten diese Übereinstimmung auf der Inhaltsstufe erfordern. Sobald dies nicht mehr der Fall ist, werden die beiden ihren bisher latenten Beziehungskonflikt nicht länger übersehen können. Hier finden wir jene Ehen, die gerade dann zerbrechen, wenn äußere Schwierigkeiten überwunden sind, die bis dahin die Gatten zu gemeinsamen Anstrengungen zwangen. Dasselbe gilt für politische oder internationale

Koalitionen zwischen ideologisch verschieden orientierten Parteien oder Staaten, wie z.B. die der USA und der UdSSR bis zu ihrem gemeinsamen Sieg im Jahre 1945. Und schließlich muss in diesem Zusammenhang die für das Gleichgewicht von Familien oft so wichtige Sündenbockrolle eines Kindes erwähnt werden, dessen Problem (Schulversagen, Neurose, Psychose, Jugendkriminalität) die Eltern zu gemeinsamem Handeln zwingt und deren Ehe damit eine Pseudofestigkeit verleiht, die sie in Wirklichkeit nicht hat. In der klinischen Praxis lässt es sich immer wieder beobachten, wie der Besserung im Verhalten des Kindes eine Ehekrise der Eltern folgt, die das Kind dann sehr oft wieder in seine Rolle zurückzuzwingen scheint.

4. Obwohl wir eben feststellten, dass alle Kommunikation beide Aspekte hat, ist der Anteil des Beziehungsaspektes von weitaus überragender Bedeutung. Die Erfahrungstatsache, dass wir im tagtäglichen Verkehr mit den uns nahestehenden Menschen viel weniger Information als Beziehungsdefinitionen austauschen (rein sachliche, also z.B. berufliche Besprechungen wenigstens teilweise ausgenommen), wirft die Frage auf, welchem Zwecke dieses kommunikative Verhalten dient. Sowohl die Entwicklungspsychologie als auch die modernen Experimente mit der Einschränkung von Sinnesreizen (sensory deprivation) lehren uns, dass Menschen weder körperlich noch seelisch das gänzliche Fehlen von Kommunikation mit anderen überleben könnten. Die Behauptung des mysteriösen Kaspar Hauser¹, er sei, solange er sich erinnern könne, immer allein in einem finsternen Gelas

¹ Er tauchte am 26. Mai 1828 in Nürnberg mit einem anonymen Empfehlungsbrief an die Behörden auf, gab an, 1812 geboren zu sein, konnte darüber hinaus aber mit Ausnahme der Erinnerung an seine Dunkelhaft keinerlei Angaben über seine Vergangenheit machen. Er wurde bald zum Gegenstand vieler romantischer Theorien, und das Rätsel wurde am 14. Dezember 1833 verewigt, als er mit mehreren Stichwunden, die ihm angeblich von einem unbekanntem Täter zugefügt worden waren, nach Hause zurückkehrte und drei Tage später starb.

gehalten worden, ist einfach unglaublich. Dagegen klingt jene Beschreibung eines frühen psycholinguistischen Experiments durchaus glaubhaft, obwohl oder vielleicht gerade weil es so weit über das von SPITZ (1960) beschriebene Phänomen des Marasmus und Hospitalismus hinausgeht: Nach der Chronik des Fraters SALIMBENE VON PARMA (1926) wollte Kaiser FRIEDRICH II. die Ursprache des Menschen dadurch feststellen, dass er mehrere Kinder von Geburt auf von Ammen aufziehen ließ, die Auftrag hatten, sich der Kinder in jeder Weise anzunehmen, doch nicht zu ihnen oder in ihrer Gegenwart zu sprechen. Auf diese Weise hoffte der Kaiser herauszufinden, ob sie spontan hebräisch, griechisch oder lateinisch zu sprechen beginnen würden. Leider führte das Experiment trotz der vorzüglichen Versuchsanordnung zu keinem Ergebnis, «es war verlorene Mühe, denn die Kleinen starben alle». Laut FREY (1965) berichtet schon HERODOT von einem ähnlichen Versuch in Ägypten.

Warum Menschen (und vermutlich bis zu einem bestimmten Grad alle Säugetiere) auf Gedeih und Verderb auf Kommunikation angewiesen sind, lässt sich beim heutigen Stand unseres Wissens noch nicht eindeutig beantworten. Dass wir aber davon abhängen, steht außer Frage. Wenn wir unser alltägliches kommunikatives Verhalten daraufhin untersuchen, so erweist es sich, dass es sich dabei auf der Beziehungsstufe um einen nimmer endenden Prozess des Anbietens, Annehmens, Verwerfens, Entwertens oder Neuformulierens von Beziehungsdefinitionen handelt. Unsere eigenen Untersuchungen bestätigen die Resultate vieler anderer Forscher (z. B. BATESON 1960, S. 90–105; JOHNSON et al. 1956; LAING 1961; LAING & ESTERSON 1964; LAING et al. 1966; LIDZ et al. 1958; WYNNE et al. 1958), wonach die Anerkennung unserer zwischenmenschlichen Wahrnehmungen, also die Annahme und Bestätigung unserer Beziehungsdefinitionen durch unsere Partner, von grundlegender Bedeutung für unsere geistige Gesundheit ist. Von einem anderen verstanden zu sein bedeutet, dass der andere unsere eigene Sicht der zwischenmenschlichen Wirklichkeit mit uns teilt, sie also gewissermaßen ratifiziert. In

gesunden, tragfähigen Beziehungen scheinen die Partner hier weitgehende, stillschweigende Übereinstimmung gefunden zu haben; in «kranken», konfliktgeladenen Beziehungen wehren sie sich verzweifelt dagegen, der Definition des anderen unterworfen zu werden, wobei für alle Beteiligten ein Unterliegen buchstäblich mit Todesangst verbunden zu sein scheint. Die Äußerungen Schizophrener, «leer», «Marionetten» oder «Roboter» zu sein, drücken dies in nur zu beredter Sprache aus.

5. Nun sind, wie schon erwähnt, Beziehungsdefinitionen weder wahr noch falsch, sondern werden bestenfalls nur mehr oder weniger von den Partnern geteilt. Dieses «Mehr oder Weniger» aber hat tiefgreifende Bedeutung. Typischerweise wissen wir viel mehr über die pathologischen als über die positiven Charakteristiken menschlicher Kommunikation auf der meta-kommunikativen Ebene, «wo Wirklichkeit Glaubenssache ist», um BATESONS zutreffende Formulierung (1951, Kap. 8) zu wiederholen. Wenn wir im Folgenden versuchen, die ichtentwertenden pathogenen Kommunikationsformen in drei Gruppen zusammenzufassen, so soll dies nicht bedeuten, dass wir diese Einteilung für erschöpfend halten, noch dass zwischen diesen und «normaleren» Kommunikationsformen ein qualitativer Unterschied besteht; wie anderswo gibt es auch hier nur Übergänge und keine scharfen Grenzen.

a) Wenn Partner B auf eine Mitteilung von A mit einer Äußerung reagiert, die einerseits den Erhalt der Mitteilung von A bestätigt, andererseits aber sowohl deren Inhalts- als auch deren Beziehungsaspekt brüskiert, so sprechen wir von einer *Tangentialisierung* im Sinne RUESCHS (1957). In einem seiner Beispiele zeigt ein Kind stolz seiner Mutter einen eben gefundenen Wurm. Die Mutter sieht ihn an und sagt mit kalter, ablehnender Stimme: «Wasch sofort deine Hände.» Sie lässt damit beim Anblick der schmutzigen Hände ihres Kindes dessen Mitteilung sozusagen in der Luft hängen und leitet von sich aus einen neuen, auf den des Kindes nichtbezogenen Kommunikationsablauf ein. RUESCH bemerkt dazu: Hätte die Mutter gesagt: «Ja das ist ein schöner

Wurm», und dann eine Pause eingelegt, so hätte sie darauf die neue Mitteilung einleiten können: «Und jetzt geh und wasch aber deine Hände.»

Eine Reihe ähnlicher Kommunikationsstrukturen wurden von einer argentinischen Forschungsgruppe unter SLUZKI (1966) beschrieben und als *zwischenpersönliche Entwertungen* (*transacciones descalificadoras*) bezeichnet. Ihr gemeinsamer Nenner besteht darin, dass die Mitteilung des einen Partners durch eine Äußerung des anderen entwertet wird, deren Beziehungsaspekt mehrdeutig oder unklar ist und die im Widerspruch zum Inhalt der Äußerung des anderen oder zur Situation steht, in der dieser Kommunikationsablauf stattfindet. Diese Entwertungen können Lachen oder Zorn hervorrufen, noch wahrscheinlicher aber Perplexität, da es für Partner A unklar bleibt, ob B mit dem Inhalt seiner Mitteilung übereinstimmt, ihn ablehnt, übelnimmt, sich darüber lustig macht oder ihn bereits wusste. In einem der Beispiele beschwert sich der Sohn: «Du behandelst mich wie ein Kind», und die Mutter antwortet: «Aber du *bist* mein Kind». Eine derartige Antwort kann gegebenenfalls ausgesprochen lähmend wirken; handelt es sich hier doch praktisch um eine Form der von ERICKSON (1964, S. 183–207) beschriebenen «Konfusionstechnik» in Hypnose. Um über die Wirkung dieser Entwertung hinwegzukommen und das Gespräch so einigermaßen auf den festen Grund der Logik zurückzuführen, müsste der Sohn eine nicht unkomplizierte, metakommunikative Deutung vornehmen und darauf verweisen, dass er «Kind» im Sinne von «Unreife», die Mutter aber im Sinne von «Sohn» verwendete. Aber besonders dann, wenn der Sohn ein sog. Patient ist, dürfte ihm diese Richtigstellung sehr schwerfallen, während es für die Mutter ein leichtes wäre, diesen Versuch als weiteren Beweis seiner Geistesgestörtheit aufzufassen und liebevoll zu ignorieren. Ein ähnliches Beispiel aus einer unserer eigenen Untersuchungen ist das einer Mutter, deren psychotischer Sohn eines Tages in der Wohnung herumzuschießen begann. Auf die Frage, was sie in dieser gefährlichen Situation getan habe, antwortete sie: «Ich

sagte ihm zum hundertsten Male, dass er nicht *in* der Wohnung spielen soll.»

b) In der zweiten Gruppe, den *Mystifikationen*, ergibt sich der Widerspruch nicht zwischen Mitteilung und Antwort, sondern zwischen der Mitteilung und dem Kontext, in dem der Kommunikationsablauf stattfindet. In ihrer abstraktesten Form besagt eine *Mystifikation*: «Was du siehst (oder denkst, hörst, fühlst), ist falsch. *Ich* sage dir, was wirklich ist (beziehungsweise was du sehen, hören oder fühlen sollst).» Auf Menschen, die ihren eigenen Wahrnehmungen zu vertrauen gelernt haben, wird dies eine geringe Wirkung haben. In lebenswichtigen Beziehungen aber (besonders zwischen Kind und Eltern) oder in extremen Situationen (wie politischer Verfolgung und Gehirnwäsche) versetzt eine *Mystifikation* den Empfänger in eine unhaltbare Lage. Wenn es ihm nämlich unmöglich oder nicht gestattet ist, die Situation durch entsprechende Metakommunikation zu entmystifizieren, ist er in seiner Zwangslage gefangen, und die Falle kann schließlich dadurch völlig unentrinnbar gemacht werden, dass die *Mystifikation* auf seine Wahrnehmung der *Mystifikation* selbst ausgedehnt wird. Wie der Londoner Psychiater LAING (1965, S. 343–363), der diesen Begriff in die Psychopathologie eingeführt hat, dazu bemerkt, «ist jede mystifizierte Person definitionsgemäß verwirrt; was aber nicht bedeutet, dass sie sich auch verwirrt zu *fühlen* braucht».

In ihren Untersuchungen an der MAYO-Klinik fanden JOHNSON et al. (1956, S. 143–148) praktisch dieselbe Kommunikationsstruktur in den von ihnen beobachteten Familien schizophrener Patienten:

«Wenn, wie dies häufig der Fall war, die Kinder den Zorn oder die Feindseligkeit eines Elternteils wahrnahmen, so verneinte dieser sofort seinen Zorn und bestand darauf, dass auch das Kind ihn verneine, sodass das Kind vor dem Dilemma stand, ob es den Eltern oder seinen eigenen Sinneswahrnehmungen glauben sollte. Wenn es seinen Sinnen vertraute, behielt es seinen sicheren Kontakt mit der Wirklichkeit; vertraute es dagegen den Eltern, so

sicherte es damit diese wichtige Beziehung, verfälschte aber seine Wirklichkeitswahrnehmung».

Mit anderen Worten, die Mitteilungen der Eltern versetzten das Kind dadurch in eine Zwangslage, dass sie ein unlösbares Dilemma zwischen dem Inhalts- und dem Beziehungsaspekt ihrer Kommunikationen schufen.

Wie in einem ähnlichen Kontext die versuchte (hier aber abgewiesene) Mystifikation der Mutter ihrer schizophrenen Tochter nur die Wahl zwischen Verrücktheit oder Böswilligkeit lässt, veranschaulicht ein Beispiel LAINGS (1965):

Mutter: Ich nehme es dir nicht übel, dass du so mit mir sprichst. Ich weiß, dass du es nicht wirklich meinst.

Tochter: Ich meine es aber so.

Mutter: Nein, ich weiß, dass du es nicht so meinst; du kannst bloß nicht anders.

Tochter: Natürlich kann ich.

Mutter: Nein, ich weiß, du kannst nicht anders, weil du krank bist. Wenn ich nur einen Augenblick annehmen müsste, dass du nicht krank bist, so wäre ich böse auf dich.

Eine wichtige Variation dieses Themas ergibt sich dann, wenn A seine Beziehung zu B zuerst in einer bestimmten Weise definiert und, sobald B diese Definition akzeptiert, sie plötzlich ändert und B der Verrücktheit oder Böswilligkeit bezichtigt, weil er ihre Beziehung nicht immer schon so gesehen hat. Sobald B sich dann dieser zweiten Definition unterwirft, kann A ihn wiederum dafür verurteilen, nicht die ursprüngliche Beziehungsdefinition anzuerkennen. Abläufe dieser Art wurden zuerst von SEARLES (1959, S. 1–18) beschrieben. Er erwähnt sechs Varianten, die er mit großer Häufigkeit in seiner Arbeit mit Schizophrenen, deren Eltern beziehungsweise Gatten und zuweilen auch deren Psychotherapeuten feststellen konnte. So kann A z. B. ein und dasselbe Thema zuerst in spaßhafter und dann in todernster Form behandeln und B dementsprechend dafür tadeln, keinen Humor zu besitzen oder aber nicht den nötigen Ernst an den Tag zu legen. In ähnlicher Weise kann A sich in einer Situation sexuell provokativ verhalten,